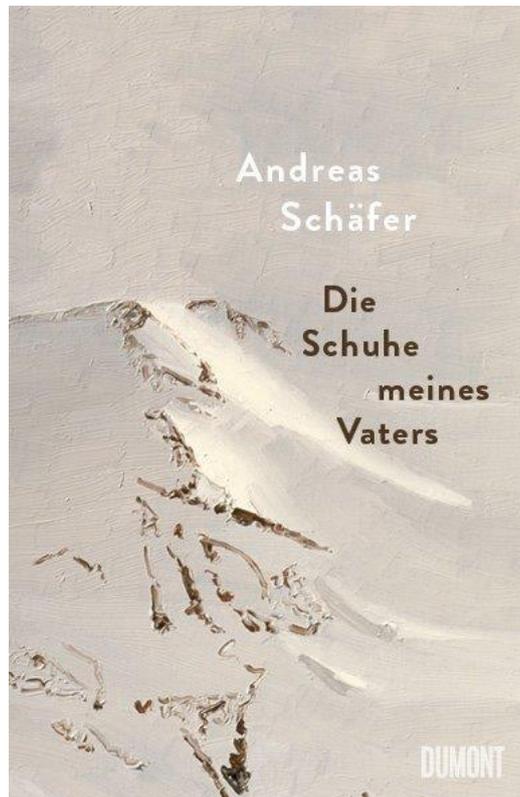


Leseprobe

Andreas Schäfer
Die Schuhe meines Vaters

DuMont Buchverlag, Köln 2022
ISBN 978-3-8321-8196-3

S. 54-73



zu stechen, die karge Macchia eines Berges zu durchstreifen oder im Gassengewirr einer Chóra auf die einzige noch geöffnete Taverne zu stoßen. Ich streckte die Hand nach einer Broschüre aus, war nicht in der Lage, sie zu berühren, geschweige denn sie mitzunehmen.

Das Krankenzimmer in ein Zuhause verwandeln, in einen Ort, der uns gehört. Beim ersten Mal fürchtet man das Schlimmste; beim Wiederkommen war es, als sei ich schon unzählige Male die schmale Wohnstraße an den Einfamilienhäusern entlangefahren und dann rechts auf das Klinikgelände eingebogen. Das friedvolle Grün, der lange Erdgeschossgang, die Klingel. Ich hatte mir etwas vorgenommen, ich hatte den abstrakten Wunsch, etwas zu gestalten, auch wenn dieses Gestalten nur darin bestand, der eigenen Hilflosigkeit eine Form zu geben, dem Piepsen und Blinken der Maschinen den Schlag unseres Familienherzens entgegenzustellen. Die Trommeln schlagen, die Gesänge anstimmen, wir ziehen einen Kreis. Wir würden dort sitzen, am Bett des Vaters, zum ersten Mal seit langer Zeit versammelt, selbst mein Bruder wäre anwesend, obwohl er vielleicht gerade in Athen durch die Gassen der Pláka streunte, von den Kellnern der Lokale begrüßt: Έλα φίλε, είσαι καλά. Komm Freund, geht es dir gut? Selbst mein Bruder wäre bei uns, das stellt kein Problem für ihn dar, er geht durch Wände und wechselt die Welten, wie es ihm beliebt. Und ich würde unserem Vater berichten. Ich würde von der schönen Bücherbox vor dem Haus erzählen und von dem angenehmen Geruch frisch getrockneter Wäsche im Fahrstuhl, von unserer Begegnung mit dem Geiger und dass wir einige Unterlagen hatten an uns nehmen müssen.

»Erinnerst du dich, Vater«, würde ich sagen, »als wir zum letzten Mal zu viert etwas unternommen haben? Ihr wart schon lange getrennt, zwanzig Jahre fast, als wir eines Frühlingstages gemeinsam auf die Peloponnes gefahren sind. Wir, die Söhne, saßen vorn und ihr, die Eltern, wie Kinder auf der Rückbank des nachtblauen Mercedes, den ich von Athen auf der alten Landstraße am Saronischen Golf entlang nach Korinth gesteuert habe. An der Brücke über den Isthmus haben wir einen Halt eingelegt und Fotos gemacht und über das Geländer hinunter in die Tiefe zum eisgrauen Wasser geblickt. Später sind wir durch das Löwentor von Mykene geschritten, an der breiten Promenade von Náfplion aßen wir unter einer im Wind schlagenden Markise Pastizio und Stifádo, und am späten Nachmittag haben wir auf Steinbänken der obersten Reihe im sonst menschenleeren Theaterrund von Epidauros gesessen: das Orchester, dahinter ein Wald von Pinien und mondkarge Hügel in der Ferne. ›Unglaublich«, hast du gesagt. ›Einfach unglaublich.‹ Ein schöner Tag. Wir hielten, wo und wann immer es uns beliebte, und wenn ihr euch auf der Rückbank wie zwei Unverbesserliche über den richtigen Abzweig in die Haare bekam, fuhr ich rechts ran und wartete, bis es wieder still im Auto wurde. Ein schöner Tag, unser letzter gemeinsamer Ausflug«, würde ich am Bett des Vaters sagen, und in der folgenden Stille wäre nur noch das quälende Pumpen und Saugen der Beatmungsmaschine zu hören. Ich würde schweigen, bis es nicht mehr auszuhalten wäre.

»Die Sache ist die, Papa. Du liegst hier auf der Intensivstation der Neurochirurgie, und die Lage ist ernst. Die Lage ist hoffnungslos. Und wir, also deine nie geschiedene Ex-Frau und deine beiden Söhne wollen, nein, müssen dich um einen letz-

ten Gefallen bitten: Bitte gib uns deinen Segen, die künstliche Beatmung zu beenden.«

Draußen, hinter der geschlossenen Tür des Patientenzimmers würden Ärzte und Pfleger ihrer Arbeit nachgehen, doch innerhalb des Kreises, den wir gezogen hätten, würde mein Vater verwundert die blauen Augen aufreißen und fragen: »Ich will es nur verstehen. Du willst meinen Segen dafür, mein Leben zu beenden?«

»So könnte man es formulieren.«

»Gut, ich überlege es mir«, würde er nach einer Weile antworten.

Es wäre das Letzte, was er sagen würde, aber wir würden wissen, was zu tun wäre, nicht sofort, nicht unmittelbar nach unserem Familienrat, doch später würden wir es wissen.

Stattdessen kamen wir ins Krankenzimmer, und mein Vater war verschwunden. Er lag dort wie gestern, am Fenster des ersten Zimmers rechts, aber ich war nicht in der Lage, ihn zu sehen. Ich sah Schläuche und Maschinen und grün blinkende Anzeigen, die Sonnenreflexe auf dem Bettgestell brannten in meinen Augen. Ich starrte auf das winzige Kugelschreiberkreuz unter seinem Ohr, konzentrierte mich auf dieses Überbleibsel eines misslungenen Eingriffs und versuchte zu sprechen. Meine Worte hallten wie im Inneren einer schallschluckenden Kammer dumpf zurück. Sein Gesicht schien vor meinen Augen zu zerfließen.

Ruckartig stand ich auf und verließ das Zimmer. Auf dem Gang schüttelte ich meine Hände, schüttelte sie, als ließe sich die Panik auf diese Weise aus mir hinausschleudern. Im Besucherkabuff saßen eine Frau und ein Mann, schweigend, Angst

im Blick. Ich suchte nach der Toilette, wusch mir Gesicht und Hände, schlich danach wie ein Verbrecher durch die Gänge, bis die Pfleger sich zu ärgern begannen und mich zurückschickten.

Als ich ins Zimmer kam, stand meine Mutter am Fußende des Bettes und sprach leise zu meinem Vater. Sie gab mir ein Zeichen einzutreten, doch kaum war ich näher gekommen, verabschiedete sie sich und verließ den Raum, ein geheimnisvolles Lächeln auf den Lippen. Ich setzte mich. Die Tür war geschlossen. Kein Arzt, der uns störte, niemand, der sagte, wir sollten gehen, oder fragte, wie weit unsere Entscheidungsfindung gediehen sei. Nur er und ich. Warum fühlte ich nichts? Die zu rechtgelegten Monologe, die Bitte um seinen Segen, meine schön ausgepinselte Fantasie – alles weg. Ein metallischer Geschmack lag auf meiner Zunge, als steckte eine Luftröhre aus Eisen in meiner Brust. Es würde keine Handreichung geben, begriff ich. Niemand würde uns, würde mir die Entscheidung abnehmen oder den richtigen Zeitpunkt bestimmen; niemand würde der brutalsten aller Tatsachen ihre Brutalität nehmen. Und deshalb war jetzt der Moment, das Unausweichliche in die Wege zu leiten. Hatte meine Mutter nicht aus diesem Grund das Krankenzimmer verlassen, damit ich *die Entscheidung* treffen konnte? Ich sollte den diensthabenden Oberarzt aufsuchen, dachte ich. Ich sollte ihm mitteilen, dass wir nun so weit seien und er die künstliche Beatmung beenden könne, nein, müsse! Jetzt. Sofort. Doch ich konnte mich nicht rühren. Ich schrumpfte zum fünfjährigen verlassenem Kind, das verlernt hat, um Hilfe zu rufen. Bevor ich anfang, mit dem Oberkörper zu schaukeln, gelang es mir, den Stuhl ans Fenster zu rücken und den Blick auf den

gemähten Rasen und die Zufahrtsstraße zu heften. Da war ein Wendehammer mit einer Bushaltestelle, auf der Rückwand des Wartestands prangte Werbung für eine teure Uhrenmanufaktur. Ich zog mein Notebook aus der Tasche und verband es mit dem Internet. Ich las Nachrichten und Vorberichte zur beginnenden Fußballweltmeisterschaft, beantwortete als Elternsprecher die Mail einer über das Unterrichtsniveau an der Schule unserer Tochter verärgerten Mutter. Ich hörte kaum das Pumpen und Saugen der Beatmungsmaschine, wusste ihn wieder an meiner Seite, auch wenn ich ihn nicht sah. Langsam kam das Leben zurück.

Mit einer Höhe von achthundertachtzig Metern bildet der Große Feldberg den höchsten Gipfel des Hochtaunus; der Routenplaner von Google beziffert die Entfernung zwischen »Frankfurt Sachsenhausen« und »Großer Feldberg, Taunus« mit 38,6 Kilometern. Bei gutem Wetter ist der Feldberg mit dem Fernmeldeturm auf seinem Gipfel vom Balkon meines Vaters zu sehen, und der Feldberg bildete auch das erste Ziel, wenn mein Vater, der kaum etwas mehr liebte als das Wandern, für einige Stunden *auf den Berg* wollte. Konnte ich ihn sonntags telefonisch nicht erreichen, rief er abends zurück und sagte, er sei unterwegs gewesen, und das hieß eigentlich immer, dass er am Großen Feldberg wandern gewesen war. Er nahm dafür den Bus vom Südfriedhof die Darmstädter Landstraße hinunter zum Südbahnhof; dort bestieg er einen Zug der Linie U3 und fuhr mit ihm bis zur Endhaltestelle Oberursel. Von dort ergaben sich zwei Möglichkeiten: Entweder er nahm einen Bus der Linie 57 die acht Stationen über Oberreifenberg bis zum weitläufigen

Gipfelplateau – oder er begann seine Tour gleich dort an der U-Bahnstation und ging die sieben Kilometer zu Fuß.

Nachdem wir das Krankenhaus verlassen hatten, musste ich mir eingestehen, dass sich das, was ich mir *die Entscheidung* zu nennen angewöhnt hatte, weder durch Beschwörungen noch durch rationale Erwägungen herbeiführen ließ. Ich wusste, was mein Vater gesagt hätte: *Bloß keine Maschinen! Abkratzen und Schluss!* Dennoch konnte ich der Aufforderung nicht Folge leisten.

Ich brachte meine Mutter zu ihren Freunden, bevor ich den Wagen meiner Gastgeberin vor ihrem Haus parkte. Danach ging ich über den verwunschenen Südfriedhof. Unter diesen Bäumen würde er seine letzte Ruhe finden. Ich überquerte die Darmstädter Landstraße und näherte mich den Parkbuchten vor den mächtigen Hochhäusern, entriegelte den silbernen VW Bora meines Vaters und setzte mich hinters Steuer. Weder auf den Sitzen noch im Fußraum lagen Sachen herum, selbst im Handschuhfach befand sich nichts als die zerfledderte Gebrauchsanweisung in einer speckig gewordenen Plastikmappe. Er hatte das Auto leer geräumt, als er wusste, dass er nicht mehr fahren würde, er hatte mit dem Fahren abgeschlossen und alle persönlichen Spuren beseitigt. Die Entschiedenheit seines Handelns und die Abwesenheit seiner Dinge bestürzten mich stärker als die Unordnung in seiner Wohnung. Nicht einmal sein Geruch hing noch in der Luft. Eine Weile saß ich unbewegt, dann betätigte ich den Scheibenwischer und ließ das Wasser sprudeln, bis ich durch die vogelkotverschmierte Scheibe so viel sah, dass ich den Wagen zur Waschstraße an der nächsten Tankstelle steuern konnte.

Ein sonniger Tag. Mit heruntergelassenem Fenster fuhr ich über die Babenhäuser Landstraße aus der Stadt hinaus und über die A661 in einem Bogen östlich um Frankfurt herum, bis die Autobahn in eine Bundesstraße übergang und in den Naturpark Taunus führte.

Wie lässt sich von der Scham erzählen? Die Scham war es, die zwischen mir und *der Entscheidung* lag. Ich habe meinen Vater versteckt, aus Angst vor dem, was andere über ihn (und mich?) denken könnten, nicht nur in den Jahren des Heranwachsens und frühen Erwachsenseins, sondern bis in meine mittleren Jahre hinein und, indem ich bestimmte Situationen und Begegnungen bewusst vermied, wohl bis zuletzt. Ein Teil von mir hat nie aufgehört, sich seiner zu schämen. Je weiter ich mich von Frankfurt entfernte und in weitläufigen Serpentinendurchstrichgeraden Fichten das Taunus-Massiv erklimmte, desto überzeugter wurde ich: Es ist die Vaterscham, die mich bis heute verfolgt.

Was ist Scham? Sie blüht in zahllosen Farben und Formen. Jemand fällt aus der Sicherheit heraus und findet nur unvollständig wieder in sie zurück.

Dem Wissen, dass der Vater leicht zu kränken ist, gesellte sich bald die Erfahrung hinzu, dass Situationen in Anwesenheit des Vaters von einem auf den anderen Moment kippen konnten. Der Vater korrigierte andere, wenn sie grammatikalisch nicht korrektes Deutsch sprachen und begleitete seine Verbesserungen mit einem süffisanten Lächeln, das sagte: Was kann ich dafür, wenn Sie nicht richtig sprechen? Der Vater korrigierte

in Anwesenheit anderer auch die Mutter oder fiel ihr widersprechend ins Wort. Oder er wurde gefährlich still, während sie sprach und die Wut langsam in ihm anwuchs, weil sie etwas aus seiner Sicht Falsches und durch und durch Provozierendes geäußert hatte, bis er nicht mehr an sich halten konnte und mit notdürftig kaschiertem Hass und begleitet von seltsamen Schnarrlauten aus seiner Kehle »Geht das schon wieder los!« hervorpresste, sein immer wiederkehrender Ausdruck abgrundtiefer Empörung. Er begann, sie mit Anschuldigungen zu überziehen, sah sich aus Gründen, die nur er kannte, von ihr ins Unrecht gesetzt und beruhigte sich erst, nachdem er – was auch immer – richtig- und klargestellt hatte. Ein Überdruck musste abgelassen werden. Danach lächelte er, zufrieden. Die anderen lächelten auch, doch der Vater schien die Gezwungenheit ihres Lächelns nicht zu bemerken: wie sie innerlich zurückgewichen, ja, entsetzt zurückgesprungen waren. Er schien die Betretenheit nicht wahrzunehmen, den Umschlag der Atmosphäre ins Vergiftete, als sei er noch ganz erfüllt vom Abklingen seines Ärgers und dem Genuss der sich daran anschließenden Erleichterung.

Der Sohn erlebte das Auseinanderbrechen der Welt. Er sah die gläserne Blase, in der der geliebte Vater gefangen blieb, und empfand die Kälte der Verurteilung, die sich um den Nichtsahnenden schloss, am eigenen Leib. Ein Riss durchfuhr auch ihn. Er wollte fliehen, um dem Peinlichkeitswinden zu entkommen, und sich im gleichen Moment vor den Vater werfen, um ihn zum Schweigen zu bringen oder wenigstens vor der Verachtung der anderen abzuschirmen.

Auch nach der Trennung neigte der Vater zu Wutausbrüchen, seine langatmigen Ausführungen wurden weiterhin oft von ei-

nem empörten, seltsam aggressiven Untergrollen begleitet. Und obwohl der Sohn im Umgang mit dem Vater später Milde und die Abgeklärtheit des erwachsenen Mannes von sich selbst erwartete, hatte etwas von der alten Kinderangst in versteckten Winkeln seiner Gefühlslandschaft überdauert und spülte selbst Jahrzehnte später noch immer dann an die Oberfläche, wenn er in Anwesenheit des Vaters auf nähere oder entferntere Bekannte traf. Selbst im Alter von vierzig, als er beruflich regelmäßig das Theater besuchte, fürchtete er diese Begegnungen im Beisein des Vaters, besonders in den Aufführungspausen. Begann der Vater dann mit einem Monolog über seine Vorlieben oder Aversionen, fahndete der Sohn mit Argusaugen in den Zügen der anderen nach Erstaunen, ermaß den Grad ihrer Verwunderung, das Ausmaß ihres Entsetzens, lauschte auf ihr inneres Hüsteln oder betretenes Mit-den-Füßen-Scharren, zerrissen zwischen einem geradezu hündischen Zugehörigkeitsbedürfnis zu ihnen und einer vorsorglich in Stellung gebrachten Wut auf die ihnen unterstellte Verachtung, also mithin dem Wunsch, den Vater – komme, was wolle – zu beschützen. Hatte der Sohn den Vater endlich aus dem Grüppchen losgeeeist, schlug die zweite Welle über ihm zusammen, die Scham, den Vater vor unwichtigen Bekannten oder Kollegen verraten und verleugnet zu haben. »Komm«, sagte er und berührte mit wieder-gut-machen-wollender Zärtlichkeit den karierten Ärmel des Vaterjacketts. »Bier, Sekt, Wein, Wasser? Willst du auch eine Bretzel?« Kam es danach zu einer weiteren Begegnung, war dem Sohn schon alles gleichgültig. Ohne innere Beteiligung verfolgte er das Gespräch, erschöpft und enttäuscht, dass er die Implosion mal wieder nicht hatte vorhersehen und abwenden können.

Ich ließ den Wagen auf dem Parkplatz unterhalb des Fernmeldeturms und lief über das weitläufige, nahezu menschenleere Gelände. Es war gut, an der frischen Luft zu sein, es war gut, nicht zu wissen, was als Nächstes kam. Ich setzte mich auf eine Bank, blickte nach Norden über die Landschaft – bis nach Usingen –, bevor ich aufstand und weiter herumging. Es gab einen Spielplatz mit Schaukel und Klettergerüsten aus knorrig verwachsenen Baumstämmen, daneben bot eine nach ranzigem Fett stinkende Bude Pommes, Würstchen und Kaffee an. Ich wandte mich zur Falknerei weiter hinten, eine Falknerei mit echten Falken, Bussarden, Eulen und Adlern, wie das Schild am Zaun erklärte. Es war niemand zu sehen, weder Mensch noch Tier. Sommerpause? Die in alle Himmelsrichtungen weisenden Wanderschilder; die ausgetretenen, wie Rinnsale die Wiese durchziehenden Trampelpfade. Und wo konnte man früher Skifahren? In den fernen Achtzigerjahren konnte man doch auf dem Feldberg Skifahren! Das gibt's doch nicht, dort ragt ein alter Liftmast aus der Wiese. Ich erkenne und feiere dich, Liftmast, du Relikt aus einer vergangenen Zeit. Und hier ist auch die Schneise, in der wir früher – kalter Wind an den Ohren – auf ellenlangen schmalen Brettern der Marke Blizzard hinuntergesaust sind. Und noch eine schöne Erinnerung: wie ich als Kind mit dem Vater zusammen Lift gefahren bin und er mir erklärte, warum das Wasserloch, an dem uns der hölzerne Bügel vorüberzog, nicht zugefroren war, obwohl die Landschaft unter einer Schneedecke lag. Die nehme ich mit. Diese Erinnerung stecke ich ein und behalte sie warm in der Hand.

Und jetzt nähern wir uns dem Restaurant Der Feldberghof. Das ist keine schäbige Imbissbude, nein, ein richtiges Ausflugs-

lokal und ein guter Ort, um dem Vater *in der Höhe* mitzuteilen, dass er Großvater wird, und ihm bei dieser Gelegenheit meine Freundin vorzustellen. Hier hoch auf den Feldberg sind wir direkt vom Hauptbahnhof gekommen, als er meine jetzige Frau und mich vom Zug abholte, im Sommer 2006.

»Wie wäre es denn, wenn wir gleich vom Bahnhof auf den Feldberg fahren«, hatte ich am Telefon vorgeschlagen.

Tatsächlich stellte der Feldberg für mich einen Fluchtort dar. Die Vorstellung, zu dritt in ein Frankfurter Restaurant zu gehen, verursachte mir Übelkeit. Wir mussten im Auto durch die Innenstadt kurven, gerieten auf der kurzen Strecke vom Bahnhof zur Hauptwache oder zum Rossmarkt vielleicht in einen Stau, und mein Vater würde beginnen, verärgert vor sich hin zu murmeln. Wir mussten einen Parkplatz finden oder in eines der Frankfurter Parkhäuser fahren und durch niedrige, schlecht beleuchtete Parkebenen und immer kalte Treppenhäuser eilen; unzählige Dinge wären zu beachten, Klippen zu umschiffen, wer weiß, was für Dramen sich ereigneten, bevor wir überhaupt im Restaurant am Tisch saßen. Zu kompliziert, zu kleinteilig, viel zu komplikationsanfällig. Tatsächlich stellte ich ihm überhaupt erst zum zweiten Mal eine Freundin oder Partnerin vor; das erste Mal – ich war Anfang zwanzig – hatten wir zu dritt ein Restaurant in der Frankfurter Innenstadt besucht – und der Abend war katastrophal verlaufen. Gleich zu Beginn, kaum hatten wir Platz genommen, war mir ein folgenschwerer Fehler passiert. Als er meine damalige Freundin bei der Begrüßung förmlich sizte, sagte ich, möglicherweise sogar belustigt, er könne sie ruhig duzen. Ich bereute meine Flapsigkeit sofort. Mein Vater erstarrte, nur sein Adamsapfel sprang kurz auf und ab. Mit zer-

quetschter Stimme presste er sein »Geht das schon wieder los?« hervor. Eine tödliche Stille trat ein, dann tat sich die Erde auf und gewährte einen beängstigenden Einblick in das Brodeln einer gelb strahlenden Feuermasse – noch ein falsches Wort meinerseits, wusste ich, und Lava würde hervorschießen und uns alle drei zischend unter sich begraben. Blind für alles um mich herum starrte ich in dieses Hitzenest, versuchte die Umrisse von Figuren auszumachen. Welche alten Gestalten trugen dort in der Tiefe einen urzeitlichen Kampf miteinander aus? Sah er in mir wieder den Sohnes-Dämon, der ihn schon als Fünfjähriger hatte aus dem Gleichgewicht bringen können? Und welche Rolle kam mir dabei zu? War mir wirklich nur ein Missgeschick unterlaufen, oder hatte ich nicht, von seiner Empfindlichkeit wissend, aus einem aufgestauten Vergeltungsdrang und vielleicht sogar mit klammheimlicher Freude vorsätzlich das glühende Eisen ins bloße Fleisch gedrückt, indem ich durch meine vermeintlich harmlose Bemerkung klarstellte, wer hier die Weise des Sprechens bestimmte, nämlich ich?

Bevor Einzelheiten oder gar Zusammenhänge erkennbar wurden, schloss sich der Abgrund, und wir quälten uns durch den restlichen Abend. Wir taten, als wäre nichts geschehen, obwohl die Hitze am Tisch uns den Schweiß auf die Stirn trieb. Er stellte meiner Freundin Fragen, hörte zu, gab sich aufrichtig Mühe und begann dann doch, als zwänge ihn eine unheimliche Kraft, ausufernd über sich zu sprechen, sich zu erklären und ins rechte Licht zu setzen. Er nahm sie ins Visier, redete geradezu in sie hinein, vertraulich, niemals anzüglich, aber doch auf eine Zustimmung erzwingende Art, als würden sie einander lange kennen. Ununterbrochen schoben seine Hände Salz-

und Pfefferstreuer über die Tischdecke, berührten Besteck, das Glas, knautschten die Serviette. Ich sah die Mühe, die ihr das Zuhören abverlangte, ihr gequältes Lächeln. Ihre Augen verengten sich, sie beugte sich vor, Zeige- und Mittelfinger an der Schläfe, um konzentriert zu bleiben, um seinem Redefluss weiter zu folgen. Irgendwann kamen wir in offenes Gelände, oder nicht? Er erzählte, lachend, ich weiß nicht mehr, wovon, sie lachte auch, und bei der Verabschiedung half er ihr galant in den Mantel und verabschiedete sich herzlich, auch von mir.

Schweigend gingen meine Freundin und ich zum Auto. Sie schien zu taumeln, als hätte ihr der Kampf gegen die Elemente jegliche Energie geraubt. Ich nahm ihre Fassungslosigkeit wahr, ihre Wut darüber, von ihm derart in Beschlag genommen worden zu sein, eine Wut, die sich möglicherweise längst gegen mich richtete, weil ich sie einer solchen Situation ausgesetzt und nicht genügend geschützt hatte. »Oh Mann«, sagte sie endlich. »Es ist wirklich ein Wunder, was aus dir geworden ist – bei so einem Vater.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen, dass sie mich nicht in Sippenhaft nahm und nun, da sie die Wahrheit kannte, nicht auch von mir abrückte; dass mein Vater nicht automatisch auch mich zum Verdächtigen machte. Die schmerzhafteste Doppelbödigkeit ihres Urteils begriff ich erst später. Wie Gift sickerte die Konsequenz in mein Bewusstsein: Ich hatte mich also nicht geirrt. Er wurde als Zumutung empfunden, als peinigende Irritation, genau so, wie ich es seit früher Kindheit geahnt hatte. Sie hatte mich freigesprochen, indem sie meine schreckliche Befürchtung bestätigte: dass mein Vater eine Art Makel darstellte. Ich schämte mich meines Vaters, ich schämte mich meiner Erleich-

terung und – obwohl ich ihren Ärger verstand – ihrer Unbarmherzigkeit.

Natürlich, dieses Ereignis lag selbst damals, als ich ihm meine jetzige Frau vorstellen und die frohe Nachricht überbringen wollte, zwölf lange Jahre zurück. Ich hatte inzwischen das Studium beendet, war bei einer Zeitung untergekommen, ein erster Roman war erschienen. Ich hatte ein eigenes Leben. Aber was spielt das für eine Rolle? Tiefe Ängste kennen keine Zeit.

Während der Zug sich Frankfurt näherte, bewahrte mich nur der Stolz davor, meine schwangere Freundin vorzuwarnen. Wir stiegen aus; sofort entdeckte ich ihn am Ende des Bahnsteigs. Er trug seinen hellen Trenchcoat – bei offiziellen Anlässen: Jackett und Mantel. Sein Blick ernst, solange er nach uns Ausschau hielt, dann ein helles Leuchten des Erkennens. Er hob grüßend den Arm, kam mit schnellem Schritt auf uns zu, klein, wendig, streckte ihr die Hand entgegen: fester Druck, verbindlicher Blick: »Ich freue mich, Sie kennenzulernen. Hallo, mein Junge. Wie war die Fahrt?« Der Weg schräg durch die Halle des Hauptbahnhofs, wie im Gegenstrom der Passanten. Die Schritte ein wenig schneller als nötig, er einen halben vorneweg. Blendende Sonne auf dem Bahnhofsparkplatz. Ein erster Moment der Ruhe am Parkscheinautomaten. Nur am nervösen Fingern im ausgeleierten Münzfach des Portemonnaies glaubte ich den altbekannten, den waidwunden und fauchbereiten Notwehrvater zu erkennen, während der andere, fast vergessene, vor Begeisterung jubelnde Vater mit meiner Freundin schon vom *Freiburger Feldberg* und dem *unglaublichen Bernauer Hochtal* schwärmte, wohin wir nach der Stippvisite in Frankfurt weiterfahren würden. Was war hier los? Das lief ja wie von allein. Er redete – aber meine Freundin redete

auch. Selbst ich sprach mit, ohne Hab-acht-Lauern und miss-
trauischem Zögern. Nun nichts wie rein in den knallroten Mer-
cedes, die Schranke ruckte hoch, links halten und dann über die
Friedrich-Ebert-Anlage an der Festhalle vorbei zum Autobahn-
anschluss West – und ab in die Berge.

Vom Schwarzwald ist es in die Schweiz nicht weit. Zauber-
worte schwirrten durch die Luft: *Säntis im Alpstein. Chur, Grau-
bünden. Val Lumnezia.*

»Sie kennen das Val Lumnezia?«, fragte er erstaunt.

Meine spätere Frau, den Kopf zwischen den Sitzen nach vor-
ne gereckt, eine Hand auf seine Rückenlehne gelegt: »Seit mei-
ner Kindheit. Ilanz, Vella, Vrin.«

»Sind Sie gewandert oder Ski gefahren?«

»Die anderen sind Ski gefahren. Ich hatte keine Lust. Ich
habe im Zimmer auf das K-wumm der Skischuhe auf den Stu-
fen gehört, und als die Hütte leer war, bin ich hinuntergegan-
gen und habe in der Stube gemalt.«

»K-wumm«, wiederholte er lachend. »Ja, so klingen Skischu-
he.«

Da hatten wir auch schon das Feldbergplateau erreicht, lie-
ßen uns an einem der Fenstertische im Feldberghof nieder, und
irgendwann sagte ich ihm bei Käsespätzle, Bauernfrühstück oder
Gerstensuppe, dass er in wenigen Monaten Großvater würde,
worauf er überrascht schwieg und aus dem Fenster schaute, wäh-
rend seine Augen zu glänzen begannen. Er weinte, konnte die
Tränen der Freude nicht zurückhalten, zog ein Stofftaschen-
tuch hervor und schnäuzte sich. Das Leben ist schön, war nie
etwas anderes. Jeder Atemzug, jeder Blick, jedes Wort ein Tanz,
eine Gabe, eine Feier des Tages. Dennoch fürchtete ich, als wir

Stunden später im Zug gen Freiburg saßen, ihr vernichtendes Vaterurteil. Wir rasten an Niederrad, Sportfeld, am Zeppelinheimer Wald meiner Kindheit vorüber, und ich wartete auf ihre Einschätzung. Schamfühler ausgerichtet, Misstrauenzellen aktiviert, das Sensorium für falsche Töne geschärft, nahm ich das Sausen des Fallbeils schon vorweg. Doch die Enthauptung fiel aus. Irgendwann im Laufe der Fahrt sagte sie: »Dass er sich so freut, Großvater zu werden. Was für ein großes Herz er hat!«

»Ja.« Mehr brachte ich nicht heraus. Mir war, als legte sich eine heilende Hand auf eine seit Langem wunde Stelle.

Und jetzt betrat ich erneut den Feldberghof, allein das hatte etwas Tröstendes, obwohl ich auf den ersten Blick nichts wiedererkannte. Hatte der Gastraum mit den hellbraunen laminierten Tischen etwa auch damals so ungemütlich gewirkt? Wo hatten wir gegessen? Mein Vater hatte mir oft erzählt, dass er immer wieder hierhergekommen war und sich an den gleichen Tisch gesetzt hatte, an dem er von der Existenz seiner später über alles geliebten Enkelin erfahren hatte. Aber ich konnte mich nicht entsinnen, setzte mich an eines der Fenster und sah mich um. Zwei ältere Paare verloren sich in der Weite. Als der einzige Kellner auf mich zustrebte, fahndete ich in seinen Zügen nach etwas Vertrautem, als könnte er uns vor zwölf Jahren schon bedient haben. Mein Blick glitt über die Speisekarte; ich fragte mich, was mein Vater, was meine Frau und ich damals bestellt hatten. Wollte ich am gleichen Tisch sitzen, das gleiche Gericht zu mir nehmen, um ihm hier nahezukommen? Weil es mir im Krankenhaus nicht gelungen war, die Verbindung herzustellen? Wollte ich den Glücksvater wiederfinden oder vielmehr eine Situation nachstellen, um in die Vergangenheit

einzugreifen und eine andere Gegenwart hervorzurufen, wie es die Zeitreisenden in den Filmen versuchen?

Die Vorstellung der Schwiegertochter 1967: als mein Vater mit meiner Mutter nach Berlin zu seinen Eltern fuhr, nur wenige Monate nachdem sie zu heiraten beschlossen und im winterlichen Thessaloníki die Eheringe gekauft hatten. Meine Großeltern hatten während des Krieges bis zur Ausbombung eine Metzgerei in Berlin Moabit betrieben und waren nach dem Krieg als stolze Eigentümer eines Milch- und Lebensmittel Ladens im bürgerlichen Friedenau zu bescheidenem Wohlstand gelangt. Als mein Vater ihnen am Telefon mitteilte, dass er eine junge Griechin zu heiraten gedenke, reagierten sie irritiert. Warum eine Ausländerin? Gab es in Hamburg nicht genügend hanseatische Mädchen? Mein Großvater, der Fleischermeister, zitierte einen in Berlin lebenden Freund meines Vaters zu sich und wollte von ihm wissen: Was ist das für eine Sache zwischen dem Sohn und dieser griechischen Studentin? Wie sei die Verbindung einzuschätzen? Der Freund versicherte meinem Großvater, die Sache sei durchaus ernst zu nehmen, mein Vater wisse, was er wolle, schließlich habe er zuvor auch andere, nichtgriechische, also deutsche, vielleicht sogar hanseatische Freundinnen gehabt. Skeptisch empfangen meine Großeltern meinen Vater und seine Verlobte, meine spätere Mutter. Mein Großvater fragte die junge Griechin, woher sie stamme, seit wann sie in Deutschland lebe, wieso sie überhaupt nach Hamburg gekommen sei. Im Laufe des Gesprächs legte sich sein Argwohn, und am Ende der Prüfung habe mein Großvater sogar versöhnlich zu ihr gesagt: »Na, dann kaufe ich mir für die Hochzeit mal einen neuen Anzug!«

Was muss in den Köpfen meiner Großeltern vorgegangen sein, nachdem das junge Paar die Wohnung wieder verlassen und sich auf den Rückweg nach Hamburg begeben hatte? Was hat sie bewogen, ihre Meinung zu ändern und die Zukunft ihres Sohnes und seiner Verlobten mit dem Gewicht ihrer Ablehnung zu befrachten? Glaubten sie, meine Mutter hätte es gerade auf *das Geld der Familie* abgesehen oder nutzten sie nur die Gelegenheit, um der seit Langem schwelenden Enttäuschung über den eigenwilligen Sohn nun Taten folgen zu lassen?

Kaum hatten meine Eltern das kleine Apartment in Othmarschen betreten, in dem sie nach der Rückkehr meiner Mutter aus Griechenland zusammen lebten, klingelte das Telefon. Meine Großmutter teilte meinem Vater mit, dass sie, anders als besprochen, nicht zur Hochzeit anreisen würden. Sie missbilligten seine Eheschließung mit dieser Griechin, mit dieser Dahergelaufenen mit der großen Nase und dem *Flaum auf der Oberlippe*. Sie wollten, falls er sie heirate, nichts mehr mit ihm zu tun haben und würden ihn mit diesem Augenblick enterben.

Mein Vater ist ein Verstoßener, ein Enterbter, weil er meine Mutter, eine Ausländerin, trotz der elterlichen Drohung geheiratet hat. Was war mit diesem Moment geschehen? Hatte das Nein der Eltern das junge Paar nicht in eine Leere hinauskatapultiert? Ihre Ehe gründete auf einem fragilen Fundament: auf nichts als ihrer Entschlossenheit. Seine Wut auf die Eltern blieb, und bis heute plagt meine Mutter ein Schuldgefühl, dass ihre Heirat für meinen Vater zum Bruch mit ihnen geführt hat. Ist nicht noch etwas geschehen? Hat die Verurteilung seiner Verlobten – obwohl er zu ihr stand – nicht einen Keil des Misstrauens zwischen sie getrieben, der seine Wirkung erst später

zeigte? Blitzte nicht – wie gegen den eigenen Willen – nach Streitereien oder in anderen dunklen Ehestunden die quälende Frage in ihm auf, ob die Eltern etwas in ihr gesehen hatten, was ihm verborgen geblieben war? Selbst ich habe mich lange wie im Bann *der Enterbung* gesehen; meine Freiheitsbestrebungen und zuweilen schroffen Distanzierungen von ihm waren stets von dem schalen Gefühl begleitet, dass auch ich ihn also verstieß.

Das Essen machte mich träge. Ich hatte alles gesehen, die Fotos von den prominenten Gästen an den Wänden, die Kuchentheke, die glänzenden Zapfhähne am Tresen, ich hatte alles mit den Augen berührt, bis es mir gelungen war, still zu sitzen, andächtig und gedankenleer. Jetzt musste ich gehen, bevor ich erneut in Apathie versank.

Draußen stürmte es, die Temperatur war unter den Gefrierpunkt gefallen. Myriaden scharfer Hagelkörner sprenkelten die Wiese. Trampelpfade hatten sich in spiegelnde Eisadern verwandelt. Ein Wintereinbruch Mitte Juni? Ich wollte zum Brunhildisfels, zu der bizarren Quarzit-Formation, an der Siegfried der Sage nach die schlafende Brünhild mit einem Kuss aus dem Zauberschlaf erweckt hatte. Von dort wollte ich mich querfeldein den Nordhang hinabschlagen, durch die raue Wildnis, mir im Gestrüpp die Haut aufreißen, Knie an Steinen stoßen und die Stirn an tief hängenden Ästen hessischer Urwaldbäume schlagen. Doch ich kam gegen den eisigen Wind kaum voran. Ein klagendes Jammern heulte von überallher durchs undurchsichtige Grau, das Wehklagen all der Verdammten, zu denen ich selbst längst gehörte. Ich schmeckte die Erde im Nebel, den Schiefer, die feuchten Wurzeln, die bittere Rinde eines Baumes.

Ja, nun durfte ich mich niederlassen und – die Arme um die Knie geschlungen – bewegungslos ausharren. Ich zitterte vor Kälte, meine Zähne hörten nicht auf aneinanderzuschlagen. Ich wartete, bis der rettende Vater kam, mich am Schlafittchen packte, auf seinen Rücken warf und mit mir den Hang hinuntersprang, keuchend, über Stock und Stein, und die erleuchtete Hütte erreichte, bevor es vollends dunkelte.

Ich weiß nichts von ihm, und das wird immer so bleiben.

Es war später Abend, elf oder vielleicht schon gegen Mitternacht, als ich die Klingel der Intensivstation drückte. Die Tür schwang auf, eine Pflegerin erschien überrascht am Ende des Gangs. »Sie sind es«, sagte sie mit freundlichem Desinteresse, bevor sie wieder verschwand. Es war fast still und nahezu dunkel. Nachts ist eine Intensivstation etwas völlig anderes als während der Geschäftigkeit am Tage. Tagsüber wirbeln Ärzte und Intensivpfleger, sie wollen retten, heilen, sie tun alles in ihrer Macht stehende, und die Station ist erfüllt von praktischen Überlegungen, eingespielten Abläufen, fachterminologischen Beratungen und der Intuition der Erfahrung. In der Nacht greift das Personal nur ein, wenn etwas Unvorhergesehenes eintritt. Die Maschinen sind nicht mehr als Maschinen, und auf eine nüchterne Weise tritt die Grenze zwischen Leben und Tod klar hervor. Man könnte glauben, die Geräusche der Apparaturen, ihr Blinken und die wechselnden Zahlen und Kurven auf Displays und Monitoren wirkten im abgedunkelten Krankenzimmer unheimlich. Das Gegenteil ist der Fall. Sie sind ohne Belang.